

Myron Levoy
Der gelbe Vogel

Myron Levoy wurde in den Dreißigerjahren in New York geboren und wuchs in einem ethnisch gemischten New Yorker Stadtteil auf. Kindheitserfahrungen aus dieser Zeit fließen in seine Jugendbücher ein.

Zunächst studierte Levoy Ingenieurwissenschaften und arbeitete auf dem Gebiet des Raketenantriebs für die Raumfahrt, bis er sich ganz der Jugendbuchschriftstellerei widmete.

In seinen Büchern stehen menschliche Fragen im Vordergrund, wie die Probleme des Erwachsenwerdens, des Zu-sich-selbst-Findens und -Stehens.

Myron Levoy wurde für den vorliegenden Band 1982 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet.

Weitere Titel von Myron Levoy bei dtv junior: siehe Seite 4

Myron Levoy

Der gelbe Vogel

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Fred Schmitz

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell
unter www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Von Myron Levoy sind außerdem bei dtv junior lieferbar:

**Adam und Lisa
Ein Schatten wie Leopard**



Ungekürzte Ausgabe
36. Auflage 2017
1984 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
München
© 1977 by Myron Levoy
Titel der Originalausgabe: »Alan and Naomik, erschienen 1977
bei HarperCollins, New York
© der deutschsprachigen Ausgabe:
1981 Benzinger Edition im Arena Verlag, Würzburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Bernhard Förth
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder
Gesetzt aus der Monotype Garamond Postscript 11/12,5
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-07842-9

Für das Mädchen mit den dunklen Augen

1

Alan Silverman ließ den Schlagballschläger ein paar Mal scharf hin und her schwingen. Dabei biss er auf seinem Kaugummi herum, als wäre es Kautabak. Es war schon ziemlich dunkel. Alan achtete auf Joe Condellos rechte Hand. Joe hatte so eine Masche, den Ball, ohne lange auszuholen, ganz plötzlich loszuschießen.

Alan brauchte einen Treffer. Den ganzen Nachmittag hatte er keinen Ball sauber getroffen. Er machte noch ein paar Schwünge, so, wie es die berühmten Baseball-Spieler taten. Da kam der Ball, tief und am Mal vorbei.

»Ball zählt.«

»Der ging genau übers Mal«, brüllte Condello.

»Ja, über die Bronx«, rief Shaun Kelly, der Kapitän von Alans Mannschaft; »so weit weg, da hätte noch ein Laster Platz gehabt.«

»Vielleicht schmeißt du jetzt mal einen sauberen Ball, Condello, was?«, rief Alan und wünschte, er hörte sich an wie Shaun. Aber während er es noch sagte, wusste er schon, dass er sich genau wie Alan Silverman anhörte mit diesem unsicheren »Was?« am Ende, das schon eine halbe Entschuldigung war.

»Autos!«, schrie jemand.

Wenn Autos kamen, wurde das Spiel sofort unterbrochen. Alan ging mit den andern zum Gehsteig und verlor sich in Träumereien. Er war im Yankee-Stadion. Er hatte gerade alle Male umrundet und lief

locker zur Mannschaftsbank. Über ihm tobte die Menge. Er hatte es geschafft. Die Schlagzeilen der größten Zeitungen der Welt schrien es heraus: AL SILVERMAN BRICHT ALLE REKORDE! EINUNDSECHZIGSTER UND ZWEIUNDSECHZIGSTER ZIELLAUF IN EINEM SPIEL! YANKEE-ANHÄNGER AUSSER SICH! BROADWAY-PARADE GEPLANT!

Aber der wilde Applaus in seinen Ohren verklang, als die Autos vorbeifuhren, und was sich da wie das Stadion vor ihm aufgetürmt hatte, war wieder sein Apartmenthaus »Zu den Eichenterrassen«. Sechs Stockwerke hoch, weder Eichen noch Terrassen, nur Flure und schwere Wohnungstüren aus Metall, braun angestrichen, damit es wie Eiche oder Hickory oder weiche Schokolade aussieht. »Zu den Eichenterrassen« mit dem altmodischen Kronleuchter in der Eingangshalle. Und mit Finch, dem zänkischsten aller Hausmeister in den Vereinigten Staaten.

Die Autos waren weg. »Weiterspielen!«, brüllte Joe Condello. »Es wird dunkel.«

Alan ging wieder zum Schlagmal und schlug mit dem Schläger gegen seine Schuhe, als wollte er Dreck abklopfen. Er stand in Kauerstellung, den Schläger weit zurückgeführt. Joe holte aus, schaute zum ersten Standmal und zögerte.

»Fehler!«, rief jemand.

»Quatsch. Das Spiel ist aus, Punkt!«, schrie Joe. »Und zwar, weil's dunkel ist. Wir haben gewonnen.«

»Was heißt denn das?« Shaun Kelly ging zu Joe. »Wir haben unsere Schläge nicht gehabt. Ihr könnt

gar nicht gewinnen, wenn wir unsere Schläge nicht bekommen haben.«

»So was von schade, Kelly. Wenn's dunkel wird, ist das Spiel aus, das ist die Regel.«

Alan warf seinen Schläger zu Boden, als ob er ärgerlich wäre, aber in Wirklichkeit war er erleichtert. Den letzten Wurf hatte er tatsächlich nicht mehr gesehen. Joe war ein Spielverderber wie immer, aber er konnte sich auf die Dunkelheit berufen, und wenn er etwas durchsetzen wollte, war die Sache gelaufen.

Alan versuchte wieder, wie Shaun zu klingen. »Und wenn ihr gewonnen habt, na und? Wir haben die letzten drei Spiele hintereinander gegen euch gewonnen.«

»Aber nicht mit fünf Punkten, Silverman. Wir haben fünf Punkte gemacht. Steck sie dir an den Hut. Punkt, Punkt, Punkt, Punkt. Und Punkt. Steck sie dir hintern Spiegel.«

»Ho!«, rief Shaun. »Merkst du was? Er kann bis fünf zählen. Ich hab mal ein Pferd im Zirkus gesehen, das konnte das auch. Ein Unterschied war: das Pferd zählte bis sechs.«

»Halt dein Maul, Kelly. Du und Silverman. Ihr passt zusammen. Du Judenfreund, du.«

Jetzt gib's ihm, dachte Alan, selbst wenn du schwächer bist, selbst wenn ... denk nicht lang, drauf!

Joe spuckte vor Alan auf den Boden. Voller Geringschätzung wandte er sich um und ließ im Weggehen den Ball noch einmal hoch in die Luft springen. Als Alan vorwärtsstürzte, griff Shaun zu und drehte ihm den Arm auf den Rücken.

»Lass meinen Arm los, Shaun!«

»Halt's Maul!«, zischte Shaun. »Condello bringt dich um ... He, Condello, mach dir nicht ins Hemd. Tschüschen.«

»Am Arsch, du mieser Judenfreund!«, rief Joe und spuckte noch einmal aus. Aber er ging weiter. Er war schwerer als Shaun, aber er wusste, dass Shaun der wendigste und raffinierteste Gegner weit und breit war. Joe hatte schon viele Kämpfe gegen Shaun verloren. Schon verloren, bevor er überhaupt sein Gewicht einsetzen, bevor er einen entscheidenden Schlag landen konnte.

Alan bemühte sich freizukommen. »Ich brauche deine Hilfe nicht, verdammt. Lass los, Kelly!«

»Ja, ich weiß, du Saft sack. Du spinnst ja. Vergiss Condello. Will doch niemand wissen. Ich muss jetzt was essen. Hab keine Zeit, mich rumzuschlagen.« Shaun ließ los. Condello war außer Sicht.

Alan machte ein paar Schritte zurück, er setzte seine Verärgerung in Abstand um. »Danke vielmals«, sagte er und rieb sich den Arm oberhalb des Ellenbogens.

»Bitte, bitte. Kostet nichts.«

Alan schüttelte den Arm aus und bog ihn ein paar Mal, wie es der Schläger macht, den ein schlecht geworfener Ball am Ellenbogen getroffen hat. Dann nahm er seinen Schläger auf und knallte ihn verdrossen auf die Straßendecke.

»Treffer«, meinte Shaun, »aber du machst noch den Schläger kaputt.«

Schweigend gingen sie in die Eingangshalle ihres Apartmenthauses. Alan stieß das Eisengitter der

schweren Flurtür auf und betrat als Erster das Treppenhaus. Die Angeln quietschten beim Öffnen und knarrten traurig, als sich die Tür hinter ihnen schloss; es klang wie das Weinen von Babys oder wie eine gereizte Katze oder ein langschwänziger Dämon.

Shaun wohnte im zweiten Obergeschoss, Alans Apartment war im dritten. Manchmal blieben sie noch eine Weile vor Shauns Wohnung und redeten, bevor Alan weiterging. Jetzt standen sie unschlüssig im Flur.

»Also bis morgen dann«, sagte Alan mürrisch. Sie gingen immer zusammen zur Schule.

Alan ließ den Schlagballschläger gegen die Bodenfliesen klicken. Es gab ein kleines Echo. Er klopfte schneller, um es zu überholen.

»Joe Condello macht Brei aus dir. Mühelos«, sagte Shaun. Alan lauschte dem Klicken.

»Du bist leider nicht sehr schlau, weißt du. Vielleicht kannst du's ganz gut in der Schule. Aber du weißt nie, wann man die Finger von was lässt ... Also gut, du bist Jude. Na und? Ich bin Katholik. Du bist also ein Katholikenfreund. Na und? Wen interessiert's?«

Alan sagte leise in das klickende Echo hinein: »Deinen Vater. Der hat das gar nicht so gern, wenn wir zusammen sind.«

»Dein Vater auch nicht«, flüsterte Shaun zurück.

»Ach, dem ist das egal ... Meiner Mutter vielleicht weniger. Ich hab keine Ahnung.« Alan schaute immer noch auf den Schläger, mit dem er weiterklopfte.

»Und? Wir sind nicht ihr Eigentum. Ich mache, was ich will. Und du?«

»Ich mache auch, was ich will ...« Aber stimmt das denn?, fragte er sich.

»Na also«, sagte Shaun, als sei damit alles geklärt. »Nacht, Jude.«

»Nacht, Katholik.«

»Saftsack.«

»Blödmann.«

»Tschüs.«

Alan drehte sich um und rannte die Treppe hoch. Vielleicht waren sie tatsächlich richtige Freunde. Darüber hatten sie niemals gesprochen, über Juden und Katholiken und so. Aber es tat einem gut. Es beschwingte Alan, der drei Stufen auf einmal nahm.

Er kam auf seinem Stockwerk an – und erstarrte. Da kniete ein Mädchen und versperrte ihm den Zugang zur Wohnung. Sie riss ein Stück Papier in lauter kleine Fetzen. Es war das neue Mädchen im Haus, die Verrückte von oben. Er hatte sie gestern mit ihrer Mutter unten durch die Halle eilen sehen. Ihre Augen waren so groß und rund und voller Angst, dass das ganze Gesicht nur aus Augen zu bestehen schien. Wie im Kino, in Horrorfilmen.

Nur die Hände waren in Bewegung, rastlos damit beschäftigt, das Papier in winzige Stückchen zu reißen, die wie Flocken auf ihr Kleid und die Fliesen fielen.

Alan dachte daran, wie sein Vater einmal vor dem Haus zu einem halb verhungerten, verängstigten kleinen Hund gesprochen hatte. Das Hündchen hatte die gleichen Augen gehabt. »Hallo ... hallo ...«,

sagte Alan. Er machte einen kleinen Schritt, dann noch einen.

Das Mädchen stand auf und drückte sich gegen die Wand. Die Papierschnitzel fielen wie Schnee von ihr ab.

»Ich geh jetzt zur Tür«, sagte Alan ganz ruhig, fast flüsternd. »Einverstanden? ... Ich wohne hier ... In Ordnung?«

Das Mädchen schob sich mit dem Rücken an der Wand in die äußerste Ecke. »*Non! Non!*«, rief sie plötzlich und ließ das Stück Papier fallen, an dem sie herumgerissen hatte.

Alan erinnerte sich, dass sein Vater gesagt hatte, das Mädchen sei ein Kriegsflüchtling aus Frankreich; es lebte mit der Mutter oben bei den Liebmans, sie waren irgendwie miteinander verwandt.

Wieder rief das Mädchen: »*Non! Non! Laissez-moi tranquille!*« Es starrte auf den Schlagballschläger.

Alan verstand nur das »Nein! Nein!« und dachte, es müsse wohl der Schlagballschläger sein, der sie so erschreckte. Er legte das abgesägte Stück Besenstiel auf den Boden und ließ es auf die Tür zurollen. Der Schläger surrte über die Fliesen. Das Mädchen starrte darauf, als sei er eine Pythonschlange, die sich zum Zustoßen aufgerichtet hatte.

Ganz schön bescheuert, dachte Alan. Die Kerle haben recht, sie hat einen Knall. Aber vielleicht ... wenn ich französisch mit ihr rede?

Er hatte mit Französisch gerade angefangen und kannte nur ein paar Wörter wie »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen«, »Wie heißen Sie?« und »Wie geht es Ihnen?«.

»Also ... *Bonjour ... Comment allez-vous?* He? Ich meine ... *Comment allez-vous?*«

Das Mädchen schaute wild um sich nach einem Fluchtweg. Alan trat etwas zurück und sofort sprang das Mädchen an ihm vorbei, die Treppe hoch zum nächsten Stock.

Was hatte er denn gemacht? Was war denn los mit der Frage: »Guten Tag, wie geht es Ihnen?«

Alan ging zu dem Papier und hob es auf. Es war der Rest einer Stadtkarte von New York. Ein paar sinnlose Linien waren rot eingezeichnet und eine zitterige Hand hatte darübergeschrieben GEHEIME STAATSPOLIZEI. Nach einigem Zögern steckte er das Papier in die Tasche.

Er ging zur Tür und bückte sich nach dem Schläger. Es gab ein kleines klapperndes Geräusch auf den Fliesen und sofort schrie oben auf dem Treppenabsatz eine hohe, klagende Stimme: »*Maman! Maman! Ils sont en bas. Ils sont en bas. Maman! Mamaan!*«

Es war ihm, als hätte er die Stimme schon einmal gehört. Das blanke Entsetzen darin schnitt wie mit dünnen Messern Schatten aus dem Dunkel und füllte die Treppe mit Dämonen, so wie das metallische Kreischen der Flurtür vorhin.

2

Wie gut das war, endlich drinnen zu sein, außer Reichweite dieses Geschreis, endlich hier zu sein, wo es aus dem großen Topf angenehm nach Hühnchen mit Klößen roch. Seine Mutter rief ihn von der Küche aus und ihre Schelte war so anheimelnd und gemütlich wie die aromatischen Dämpfe vom Herd.

»Alan! Warum kommst du so spät? Dein Vater ist zu Hause. Du hast ihn nicht gesehen, als er ins Haus gegangen ist, du mit deinem Baseball. Du siehst nicht einmal deinen eigenen –«

»Schlagball.«

»Schlagball? Auf deinen Kopf sollte man schlagen, ja? Wasch dir die Hände!« Ihr Gesicht erschien im Türrahmen, groß und rund, mit scharfen Falten an den Mundwinkeln. »Dein Vater ist nervös. Der Krieg. Wer weiß. Nu, also sei leise wie eine Maus ... Warum bist du so rot im Gesicht?«

Alan ging ins Wohnzimmer. Sein Vater stand vor einer großen Landkarte von Europa, die auf dickem Karton aufgeklebt war. Die Karte steckte voller Nadeln, die den Frontenverlauf zeigten.

»Alan ...«, begann sein Vater. Er schaute auf Alan und schüttelte langsam den Kopf. Dann steckte er einige Nadeln um.

»Steht schlecht, was?«, fragte Alan. Ja, es war wieder der Krieg.

»Was soll ich sagen? Es sah so leicht aus. Zu leicht. Eisenhower denkt zu wenig. Er geht zu schnell vor. Die deutsche Front, jetzt hält sie.«

»Tut mir leid.«

»Was tut dir leid? Du kannst nichts dafür. Sie haben zu viel Selbstvertrauen, viel zu viel.«

»Ich meine, tut mir leid, dass ich zu spät zum Essen komme. Aber wir waren gerade mitten im Schlagballspiel, und da –«

»Das Abendessen? Wen interessiert das Abendessen? Deine Mutter ist nervös, vielleicht weil es ihr bestes Gericht ist. Ich? Ich bin zufrieden mit Brot und Wasser, wenn wir nur schon den Krieg gewinnen könnten ... Alan, spiel du nur. Danke Gott, dass du spielen kannst und das Essen vergessen. Danke Gott, sage ich.«

Sie aßen in der Küche. Alans Mutter sagte immer, es mache zu viele Umstände, den Wohnzimmertisch nur für sie drei zu decken. Bei Gästen war das etwas anderes. Außerdem fühlte sie sich wohler am Küchentisch, da war es gemütlicher, wärmer, näher am Herd, und im Hause ihrer Mutter war der Küchentisch immer der Mittelpunkt des Familienlebens gewesen ... In der Küche, da war man richtig daheim.

An diesem Abend schien sie in Gedanken mit ganz anderen Dingen als Kochen und Essen beschäftigt. Sie aß nur wenig. Als sie abräumte, sagte sie: »Jetzt will ich reden.« So, genau so, begann sie immer, wenn sie etwas Ernstes besprechen wollte.

»Was ist es, Ruth, was denn?«, fragte Alans Vater. »Wieder der Hausmeister? Finch?«

»Nein, nicht Finch ... du hast deinen Kaffee, Sol. Du hast deine Milch, Alan. Und ich werde reden. Da ist Marmorkuchen, einen Tag alt, aber gut.«

Alan seufzte. Warum musste seine Mutter wegen

jeder Kleinigkeit nur so ein Theater machen? Warum konnte sie nicht klipp und klar sagen, worum es ging?

»Hört zu. Du auch, Alan. Hör zu. Aber lasst mich reden bis zu Ende!«

»Du hast noch nichts gesagt«, bemerkte ihr Mann. »Wenn du anfängst, lassen wir dich vielleicht bis zu Ende reden.«

»Gut. Ihr kennt Mrs Kirschenbaum und ihre Tochter Naomi, ja? Sie wohnen bei den Liebmans.«

Alan wusste Bescheid. Das war die Verrückte.

»Ihr müsst wissen, sie haben viel mitgemacht bei der Flucht aus Frankreich. Viel. Viel. Sie mussten sich verstecken unten im Abwasserkanal, vier Tage ohne Essen. Immer verstecken und immer laufen. Sie kamen über die Schweizer Grenze, irgendwie. Aber dann hat es noch drei Jahre gedauert, bis die Liebmans sie herholen konnten.«

Ihr Mann unterbrach sie. »Das ist bekannt.«

»Mir nicht«, sagte Alan. »Was ist los mit ihr? Ich habe sie vorhin im Treppenhaus gesehen und sie sieht tatsächlich wie eine Irre aus. Und so hört sie sich auch an.«

»Sie ist nicht irre«, sagte seine Mutter mit Schärfe. »Und lass mich nie mehr hören, dass du das sagst —«

»Also gut. Red schon weiter!«, sagte Sol.

»Also hört zu. Heute habe ich mehr gehört von Mrs Liebman. Das Kind hat schlimme Sachen erlebt. Das Schlimmste, was es gibt. Die Nazis haben ihren Vater umgebracht, ihr wisst das. Aber hört zu. Sie haben ihn totgeschlagen, vor den Augen dieses Kindes, acht Jahre alt. Diese Tiere ... Die Mutter

kommt heim, von der Nachbarin oder sonst wo, da liegt er im Blut. Das Mädchen daneben. Will das Blut abwischen, als könnte ihn das wieder lebendig machen. Das Kind war von oben bis unten voller Blut. Das Blut ihres Vaters –«

»Gut, Ruth. Wir wissen, was sie für scheußliche Dinge machen.«

Alan versuchte, sich das alles vorzustellen, aber es war unmöglich. Er sah nur schwarz-weiße Bilder wie in manchen Kriegsfilmen, die er gesehen hatte. Selbst das Blut war grau.

»Ihr Mann war bei der französischen Widerstandsbewegung. Ein Jude. Das genügte ihnen. Sie fanden ihn. Sie schlugen ihn tot. So war das. Aber seine Tochter, Naomi, sie ist nie wieder so geworden, wie sie war. Nicht verrückt. Nur ... anders. Das war vor vier Jahren. Es ist sehr schwer für die Mutter. Manchmal geht es besser mit dem Mädchen, manchmal schlechter.«

»Ma, sie sah aus – du willst nicht, dass ich es sage, aber mir kam sie wie eine Geisteskranke vor.«

»Sie braucht Hilfe. Viel Hilfe. Ich glaube, sie machen einen Fehler. Das Mädchen herzubringen. In so ein gemischtes Wohnviertel. Keine gute Gegend. Es tut mir leid, Sol, aber es ist keine besonders gute –«

Er setzte die Tasse ab. »Sag ich was anderes? Wer zahlt die City von New York? Mehr können wir uns nicht leisten. Es tut mir leid, ich bin nicht der Bürgermeister. Ich bin nur im Archiv vom Meldeamt.«

Alan fand es ganz toll, dass sein Vater mit Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden zu tun hatte,

aber seine Mutter klagte oft darüber, dass das eine ziemlich schäbige Stellung sei.

»Sol, ich sage nichts. Ich sage nur, sie müssen bei den Liebmanns wohnen. Sie haben kein Geld. Nichts. Sie sitzen hier fest. Sie müssen damit leben.«

»Genau wie wir«, sagte Sol etwas spitz.

»Sol, bitte. Kein Streit. Das Mädchen braucht Freunde. Andere Kinder in ihrem Alter. Nette Kinder. Ein paar nur. Eines! Aber wer ist da? Die Liebmanns haben einen Sohn, der ist Soldat, das nutzt uns nicht. Niemand ist da in Naomis Alter. Bevor sie wieder in die Schule geht, sagt der Arzt, muss sie lernen zu spielen. Und vertrauen. Das ist das Wort: Vertrauen.«

Alan spürte, wie sich ein Netz, ein riesiges Fischernetz, auf ihn herabsenkte, und er wusste, er musste sich jetzt ganz schnell in Sicherheit bringen. »Nicht mit mir«, sagte er. »Sie ist ein Mädchen. Und hat eine Meise. Nicht mit mir.«

»Alan, habe ich dich gefragt?«

»Ja.«

»Lass deine Mutter reden, Alan«, sagte der Vater.
»Bis zu Ende.«

»Gut, Alan. Ich weiß, dein Baseball ist sehr wichtig –«

»Schlagball!«

»Aber es gibt andere Dinge auf der Welt.«

»Warum gerade ich?«

»Da ist niemand sonst.«

»Nein!«

»Du brauchst nur – hinaufzugehen, einmal am Tag. Nach der Schule. Eine Stunde. Eine halbe

Stunde. Du gehst und du sitzt da. Ganz ruhig. Vielleicht nimmst du –«

»Nein. Nein. Nicht mit mir.«

»Ein Spielzeug, weißt du ... du hast so viele Sachen. Ein kleines Flugzeug hast du, ein Auto. Wir haben alle deine alten Autos, die ganz kleinen –«

»Das ist für Babys. Nein.«

»Alan, ich bitte nicht für mich.«

»Ich mach's nicht. Ich hab sowieso schon genug am Hals. Ein paar von den Jungs nennen mich schon Schisser. Eine Sache kann ich und das ist Schlagball. Das ist das Einzige, wo ich gut bin. Das Einzige. Ich habe einen Freund in der Straße und damit hat sich's. Und der lässt mich dann sitzen. Ein Mädchen! Und dann noch verrückt!«

»Und die Jungen von der Hebräischen Schule?«

»Das ist eine Meile von hier. Freunde eine Meile weiter weg, das gibt's nicht.«

»Sol, sag du etwas! Ich geb's auf.«

»Dad, ich kann's nicht. Das ist nicht fair. Zwing mich nicht, bitte!«

Sein Vater dachte nach und Alan schöpfte Hoffnung. Sein Vater dachte nach, statt sofort etwas zu sagen, das war ein gutes Zeichen. Vielleicht verstand ihn sein Vater.

»Alan«, sagte sein Vater. »Wir können dich nicht zwingen. Nein. Du hast recht. Es ist nicht fair. Und dann: es ist eine heikle Sache. Wie eine Operation. Wer will denn einen Arzt, der das Schneiden verabscheut. Er schneidet dir die Nase ab, vielleicht die Ohren. Den Kopf. Pscht. Einfach so. Weg ... Nein, wir zwingen dich nicht. Aber – erlaube mir ein Aber.